



HEIGER OSTERTAG

Die Affäre Mömpel- gard

DIE ABENTEUER
DES JUNKERS
CARL VON SCHACK

THEISS



HEIGER OSTERTAG

Die Affäre Mömpel- gard

DIE ABENTEUER
DES JUNKERS
CARL VON SCHACK

THEISS

Heiger Ostertag

Die Affäre Mömpelgard

Die Abenteuer des Junkers Carl von
Schack

Historischer Roman von Heiger Ostertag

THEISS

Impressum

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Stefan Schmid Design, Stuttgart, unter Verwendung von: Jacques-Louis David. Porträt von Stanislas Potocki. 1780. © akg-images/Erich Lessing

© 2012 Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Berit Lina Barth, Mössingen

Satz und Gestaltung: Satzpunkt Ursula Ewert GmbH,
Bayreuth

Druck und Bindung: : CPI - Ebner & Spiegel, Ulm
Konvertierung Koch, Neff & Volckmar GmbH, KN digital -
die digitale Verlagsauslieferung, Stuttgart

ISBN 978-3-8062-2579-2

Besuchen Sie uns im Internet: www.theiss.de

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

ebook (PDF): 978-3-8062-2581-5

ebook: (epub): 978-3-8062-2582-2

Menü

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zum Autor](#)

[Inhaltsübersicht](#)

[Buch lesen](#)

Inhaltsübersicht

Vorwort

1 Hofgespräche und andere Intrigen

2 Der geheime Auftrag

3 In Tübingens dunklen Stuben

4 Gefahr im Elsass

5 Mömpelgards alte Mauern

6 Basileams Bibliotheken

7 Straßburg, ich muss dich lassen

8 Jagdszenen an der Maas

9 Pariser Abenteuer

Meiner Frau Angelika

Danksagung:

Mein Dank geht an meinen Historikerkollegen Hans Vastag, der mir mit vielfältigem Rat zur Seite stand. Ein Dank auch an das Landesarchiv Stuttgart für die freundliche Unterstützung und an meine Lektorin Berit Lina Barth.

Vorwort

Der vorliegende historische Roman spielt im Herzogtum Württemberg des Jahres 1776. Wir sind in einer Zeit der großen Umbrüche und Wandlungen. In Nordamerika beginnt der von Frankreich und seinem König Ludwig XVI. unterstützte Unabhängigkeitskrieg der Neuenglandstaaten gegen die britische Krone. Paris erlebt den Höhepunkt der Aufklärung, doch wirft die kommende Revolution erste Schatten voraus. In Preußen regiert noch immer Friedrich der Große und in Österreich Maria Theresia. Der zwanzigjährige Mozart ist Konzertmeister in Salzburg, Goethe hat seine Studien beendet und wird im Sommer des Jahres Mitglied des „Consiliums“, des dreiköpfigen Beratergremiums des Herzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach. Der junge Schiller beginnt mit ersten Skizzen für sein späteres Drama „Die Räuber“, in England installiert man die erste einsatzfähige Dampfmaschine nach dem Wattschen Prinzip, und das Hauptwerk des schottischen Ökonomen Adam Smith, „Der Wohlstand der Nationen“, erscheint.

Auf dem Hintergrund dieser Geschehnisse und im besonderen Flair der heimischen Geschichte Württembergs beginnt der Aufstieg des erst fünfundzwanzigjährigen

Kammerherrn Carl von Schack, Kopf der herzoglichen geheimen Polizei. Zu seinen Aufgaben gehört es, politische Aufklärung zu betreiben und für Herzog Karl Eugen nützliche Verbindungen herzustellen. Sein Tun ist nicht ohne Brisanz, denn der Herzog ist kein einfacher Herr, und die Zeiten sind schwer. Schacks erster größerer Einsatz lässt ihn in den äußersten Südwesten des Herzogtums reisen und führt ihn in gefährlichen Abenteuern weiter durch Europa - mehr soll hier noch nicht verraten werden.

Den besonders Kundigen werden im vorliegenden Roman die da und dort versteckten literarischen Anspielungen erfreuen, die dafür sorgen, dass nicht nur die historischen, sondern auch die kulturellen Aspekte der damaligen Zeit vielfältig widergespiegelt werden. Folgen Sie nun Junker Carl von Schack bei seinem ersten Fall, der Lösung der **Affäre Mömpelgard!**

1



Hofgespräche und andere Intrigen

Der Juni des Jahres 1776 war im Lande Württemberg überaus gut geraten; die Tagestemperaturen lagen bei warmen, aber nicht zu heißen zwanzig bis zweiundzwanzig Grad. Die Nächte waren angenehm frisch, und es fiel mitunter ein kräftiger Regen. Die Bauern freute es, sie hofften auf reiche Ernte im Herbst, und auch die landesherrlichen Gärten blühten und gediehen kräftig. Die Beete an den großen Prachtalleen der Schlösser Solitude, Monrepos und Hohenheim prunkten in allen Blumenfarben und zeigten die vielfältigsten Formen. Ein besonderes Schmuckstück aber war im neuen Ludwigsburg das frühere Jagdschloss Eberhard Ludwigs, das seit dem Dazukommen der Kavaliersbauten und der hochbarocken Schlosskirche längst sein altes Dasein hinter sich gelassen hatte und vom jetzigen Herzog Karl Eugen vor fünfzehn Jahren zur

Residenz erkoren worden war: Rosenfelder legten ihren schweren Duft über die bekiesten Wege, zahlreiche große und kleine Brunnen plätscherten oder ließen Fontänen springen. Vielerlei Bäume säumten die Symmetrie der Wege, und das satte Grün der französischen Taxushecken lenkte die Blicke zum Zentrum, dem Südflügel des Schlosses.

Durch eben diesen Park schritten an einem warmen Juninachmittag zwei adlige Herren, die, ganz ins Gespräch vertieft, mit keinem Blick die sie umgebende Natur wahrnahmen. Beide zeigten sich leger gekleidet, ohne die üblichen Hofspitzen und ohne die Pflichtperücken. Der eine der Spaziergänger, ein Mann in den Dreißigern, sozusagen in den besten Jahren, war von recht hagerer, fast düster wirkender Gestalt. Das Gesicht mit den scharf blickenden Augen wirkte blass, was durch die samtblaue Kleidung verstärkt wurde. Um seinen Mund lag ein mattes Lächeln, das wie eingegraben schien.

Der andere Herr, dunkelblond, mit einem leicht kantigen Gesicht, deutlich jünger als der Erstere, war in hellen Farben gewandet. Seine offene, heitere Stirn war hochgewölbt; die Nase trat scharf aus dem Gesicht hervor. Die Lippen bildeten feine Linien, und in den Mundwinkeln lag ein kaum bemerkbares launiges Lächeln verborgen. Die braunen Augen blickten wach umher und betrachteten aufmerksam und freundlich Menschen und Dinge. Sie

sahen aber, die starken Brauen unwillig zusammengezogen, durchdringend auf alles, was einen aufrechten Mann beleidigen mochte. Von mittlerer Statur, kräftig und regelmäßig gebaut, wirkte der Herr vom Auftreten sehr militärisch.

Gerade ergriff er das Wort: „Hört, werter Herr von Erlenburg“, er richtete seinen schlanken Körper in die Höhe, „wir wollen einmal nicht von diesen geheimen Bündnissen und Artikeln plaudern. Ich will heute nichts davon wissen. Ständig seid Ihr am Pläneschmieden und Ränkeschlingen. Das ist doch alles nichts, jeder weiß doch, was im Lande los ist. Und der Herzog ... aber ich will mich nicht an Karl Eugen versündigen: Bewahrt die Contenance, die Ruhe. Lassen wir derlei Themen, wenn Ihr derzeit davon nicht sprechen wollt – wobei es mich doch interessiert hätte, wie Ihr unsere aktuelle Lage im europäischen Kräftefeld beurteilt.“

Erlenburg blickte ihn von der Seite an. „Werter Kollege von Schack, wir sind uns doch beide einig, auch nach dem Thronwechsel in Frankreich von dem fünfzehnten Ludwig zum sechzehnten wird sich unsere Haltung gegenüber diesem übermächtigen Nachbarn kaum ändern.“

Der Angesprochene hob leicht eine Braue. „Ich teile Eure Ansicht, doch wenn Ihr an die aktuelle Finanzschwäche des Hofes zu Versailles denkt, da ist einiges möglich. Aber Geld ist auch hierzulande ein

knappes Gut, die herzoglichen Eskapaden ...“ Er hielt mitten im Satz inne. „Nun ja, Ihr wisst Bescheid.“

Der Jüngere schwieg, fuhr dann aber nach einer kurzen Pause, vom Gegenstand seiner Rede mitgerissen, fort: „Wenn wir gerade beim Thema sind, dürfen wir nicht die derzeitigen Unruhen in den amerikanischen Kolonien Englands übersehen. In den Staaten Neuenglands gärt es allenthalben und London verfährt recht ungeschickt mit dem Ansinnen seiner Bürger. Es sollte mich wundern, wenn König Georg mit der dortigen Revolte nicht noch größere Probleme militärischer wie wirtschaftlicher Art bekäme.“

„Ihr meint“, warf Erlenburg ein, „dass das englische Engagement auf dem Kontinent zwangsläufig zurückgehen wird?“

Schack führte eine Hand zum Kinn und überlegte kurz. „Tja, die Zeiten des Siebenjährigen Krieges sind dreizehn Jahre her, als englisches Geld Preußen gegen das übermächtige Bündnis gleichsam Resteuropas am Leben hielt. Das zähe Preußen behielt Schlesien, England dagegen gewann ganz Nordamerika und Indien. Ein guter Preis, gewiss. Aber, wie gesagt, Albions Einfluss geht stark zurück. Die Amerikaner scheinen unabhängig werden zu wollen. Und Englands Festlandsdegen Preußen ist ruhiger geworden, teilt sich heute sogar mit seinen damaligen Gegnern Russland und Österreich die fette polnische Beute.“

„Maria Theresia und Friedrich“, ergänzte der andere, „warten gemeinsam darauf, auch noch Bayern zu zerfleddern, wenn der alte Maximilian ohne Erben stirbt.“

Beide schwiegen gedankenvoll. Sie standen an einem der Springbrunnen, betrachteten die fallenden Wasserstrahlen, die glitzerten und funkelten. An einer Stelle bildete sich ein schmaler Regenbogen.

Mit einem maliziösen Lächeln nahm Erlenburg das Gespräch wieder auf: „Wenigstens kann Letzteres unserem Herzog nicht passieren, ist es doch bereits die zehnte Verbindung, wenn man das so nennen will, die Karl Eugen eingeht.“

Herr von Schack nickte zustimmend, ging aber nicht weiter auf das Gesagte ein.

„Der gute Leutrum hätte es sich kaum träumen lassen, dass seine Franziska einmal eine Gräfin von Hohenheim würde“, sprach Erlenburg weiter. „Zunächst hat seine Durchlaucht ja beide an den Hof gezogen. Nachher wurde er deutlicher, und es war letztlich nur noch Frau von Leutrum selbst, die kommen durfte.“

„Nun ja, sie war aber eher zurückhaltend und erst einmal nicht im Geringsten bereit, dem stürmischen Werben ihres allergnädigsten Herzogs ohne Widerstand einfach so nachzugeben“, erwiderte Schack. „Und dem Hofzeremoniell gegenüber, Ihr wisst, welches ich meine, hat sich Franziska bis heute strikt verweigert!“

Erlenburg, der in formalen Dingen und im Hinblick auf die Hofetikette ein fast gutes Gedächtnis hatte, nickte und zitierte genüsslich: „Vermöge des neuen Hofceremoniels unseres allergnädigsten Herzogs, seiner Durchlaucht Karl Eugen, wird hiermit allen Frauenzimmern, die nicht zu der Fahne des Herzogs geschworen haben, auf das Strengste untersagt, am Hofe blaue Schuhe zu tragen, und im Gegentheil allen denen, die sowol jetzo als auch künftig gewürdigt werden, ihrem gnädigsten Landesherrn ihre Gunst und Neigung aufopfern zu dürfen, bei der höchsten Ungnade anbefohlen, niemals ohne dieses Unterscheidungszeichen der blauen Schuhe am Hofe zu erscheinen.“

Erlenburg lachte laut auf. „Wie sich die Landesstände darüber wieder einmal das Maul verrissen. Die Franziska ist keine große Schönheit, wie ich finde“, fuhr er fort, „trotzdem wurde sie die offizielle Mätresse des Herzogs. Sie kennt ihren Preis, erst wird sie Gräfin von Hohenheim, und wenn die Ehe Karls mit Friederike Elisabeth Sophie dann doch geschieden wird, möglicherweise Herzogin und damit neue Landesherrin!“

„Eine gewisse Natürlichkeit ist Frau von Leutrum nicht abzusprechen“, erwiderte Schack. „Wenn sie auch keine Beauté nach dem Geschmack der Zeit ist, sprühen ihre Augen doch von Geist; vor allem scheint Franziska einen guten Einfluss auf Karl Eugen zu haben. Der Herzog ist

längst nicht mehr so cholerisch und unüberlegt in seinem Tun und Lassen. Vielleicht schafft sie es ja noch, unseren wilden, unberechenbaren und verschwendungssüchtigen Landesherrn zu einem fürsorglichen Landesvater umzuerziehen.“

„Still, still, Bester von Schack, hier haben selbst die grünen Büsche Ohren! Auch wenn wir in unseren Positionen vieles wissen, es muss ja nicht gleich alles ausgebreitet und erläutert werden“, wehrte sein Gesprächspartner erschrocken ab. „Es geht mir übrigens nicht nur um ‚Ohren‘, ich mache mir derzeit grundsätzlich über die Sicherheit im Park einige Gedanken.“

Erlenburg schaute sich aufmerksam um und fuhr dann in einem etwas leiseren Ton fort: „Ihr erinnert Euch noch des armen Tagelöhners aus Ludwigsburg, welcher, sonst verständig und fleißig, sich steif und fest einbildete, im Park lägen Granaten, und der zu jeder Freistunde hier eindrang, in den Alleen danach suchte, Kiesel und Quarz aufhob und betrachtete? Die Leute hielten ihn für harmlos verrückt, man ließ ihn daher, wenn nicht der Herzog im Schloss weilte, gewähren. Und eines Abends fand er in einem der dunkelsten Gänge, eifrigst auf Granaten erpicht, einen Sack mit Musketen, alle wohl geladen. Das Sonderbarste war, dass keiner wusste, wie diese dorthin geraten und was die Absicht der Lagerung gewesen war. Weder in der Waffenkammer des Schlosses noch im

Zeughaus wurden Musketen vermisst, ein seltsamer Vorfall. Ihr seid doch mit derlei Dingen vertraut und beschäftigt, haben Sie eine Erklärung?“, wandte er sich fragend an von Schack.

Schack schüttelte den Kopf. „Wisst Ihr, Verehrtester, ich glaube nicht an irgendwelche Verschwörungen. Unsere braven Schwaben ersterben alleruntertänigst vor den durchlauchtigsten Herrschaften und rufen Vivat, wenn diese in ihren Staatskarossen nach Monrepos, nach Ludwigsburg, Hohenheim oder sonst wohin zur Erholung von ihren anstrengenden Staatsgeschäften fahren. Die Bürger machen ihr tiefes Kompliment vor dem Wagen der schönen Hof-, Haupt- und Leibmätresse; der heidnische Mohr, welchen Serenissimus aus der sündhaften Wasserstadt Venedig mitbrachte, erregt ihr respektvolles Staunen. Nur, wie sie sich gegen uns Hofleute zu verhalten haben, wissen sie so recht nicht. Aber wir könnten unter Umständen sehr gefährliche Persönlichkeiten werden, also tut man am besten, auch vor uns tief den Hut abzuziehen. Welch seltsames Leben und Treiben in den Straßen und auf den Gassen! Welch treue Bürger, Welch gelehrte Hofpoeten, stolze Hofmarschälle und kühne Heiducken.“

„Bester Schack, Ihr beliebt, wieder einmal zu spotten. Unterschätzt unsere braven Schwaben nicht. Wenn wirklich einmal die Volksseele überkochen würde, nicht auszudenken.“

„Ach, die Schwaben!“ Schack lachte laut. „Die Schwaben sind doch ein biederes, putziges Völkchen.“ Er blieb kurz stehen. „Mein lieber Herr von Erlenburg, nirgends ist es ruhiger als bei uns in Ludwigsburg, Tübingen und Stuttgart. Mögen die Landesstände auch Klage führen, ja Klagen gewinnen. Die schwäbische Bürgerpflicht ist Sparsamkeit und Ruhe.“

Die beiden Männer waren inzwischen nach Süden abgebogen und bewegten sich auf die Kavaliersbauten zu. Schack hielt inne. Auf der langen Chaussee, die hoch zur Solitude und der dortigen Jagd führte, kam langsam eine Kutsche in Sicht.

„Schaut, der Dannecker kommt, ohne Herzog offenbar, wen mag er bringen?“

Erlenburg blickte kurz hin, schien aber nicht weiter interessiert. „Keine Ahnung, wird schon jemand Rechtes sein, bändigt Eure Neugier. Heute Abend wisst Ihr sicher mehr. Wir sehen uns doch an der Tafel?“ Und ohne die Antwort, die er zu kennen meinte, abzuwarten, verabschiedete sich der Kammerherr von Erlenburg, „Bis dann, lieber Freund“, und schritt die Stufen zum Bau empor, in dem er sein Logis hatte.

Junker von Schack wartete indes noch ab. Er schaute zu, wie die Kutsche vorm Südportal vorfuhr und anhielt.

Dannecker sprang ab und öffnete behände den Kutschschlag. Eine dunkel gekleidete Gestalt stieg eilig aus

der Kutsche, den Hut tief über das Haupt und die graue Perücke gezogen, mit der Hand wie unabsichtlich ein Schnupftuch vor das Gesicht haltend, und verschwand rasch in der Pforte.

„Wer mag das nur sein?“, wiederholte Schack für sich.

Dannecker war für den Herzog, wie Schack wusste, fast eine Vertrauensperson. Karl Eugen protegierte sogar Danneckers Sohn Johann Heinrich. Vor fünf Jahren, im Alter von dreizehn, war dieser persönlich beim Herzog vorstellig geworden und hatte um die Aufnahme in die Pflanzschule auf der Solitude gebeten. Seinem Gesuch wurde stattgegeben. Bald erkannten die Ausbilder das künstlerische Talent Danneckers und er wurde in eine Bildhauerausbildung zu Adam Bauer und Johann Valentin Sonnenschein gegeben.

Sinnend stand Schack da, schüttelte dann den Kopf. Wohin manchmal die Gedanken eilten? Er stieg gleichfalls die Stufen zu der Tür empor, durch die sein Begleiter verschwunden war.

Carl von Schack saß an seinem Sekretär vor einem der Fenster seiner Privatgemächer. Er las konzentriert in verschiedenen Papieren und studierte intensiv eine vor ihm aufgerollte Karte, die das Herzogtum Württemberg mit all seinen Amtsbezirken zeigte.

Verglichen mit den Wohnungen der anderen Herren des Hofes war seine von geradezu luxuriöser Größe. Vier Räume, im Hochparterre gelegen, wurden von ihm bewohnt und genutzt. Wer die Tür zu seinen Gemächern öffnete, gelangte zunächst in einen schmalen Vorraum, welcher zur Ablage der Mäntel und Hüte diente und in dem meist der Bedienstete ruhte. Links führte eine Tür in ein kleines Schlaf- und Ankleidezimmer, dessen Fenster auf den Innenhof hinausging. Ein schmales Bett, ein großer Schrank und eine Truhe, an den Wänden ein paar Jagdstiche, mehr war darin nicht zu finden. Rechts gelangte der Besucher in eben den Raum, in welchem von Schack sich im Augenblick befand. Er war Arbeitszimmer und Bibliothek in einem.

Auf dem Boden und auf Hockern verteilt waren verschnürte, teils auch geöffnete Aktenbündel aufgeschichtet. Etliche juristische Codices und gelehrte Fachbücher lagerten am Fenster. Auch gab es in der einen Ecke ein Behältnis mit weiteren Kartenrollen des Heiligen Römischen Reiches und anderer europäischer Territorien. In der Hauptsache aber enthielt der Raum Bücher, jedes Plätzchen war mit ihnen angefüllt. Wenn durch die Fenster die Mittagssonne drang, war es angenehm hell, sonst herrschte eher Dämmerlicht, das schon nachmittags das Entzünden verschiedener Kerzenkandelaber notwendig machte.

Am hinteren Ende der Wohnung lag ein weiteres Zimmer. Auch hier bedeckten Bücher in mächtigen Regalen alle Wände vom Boden bis zur Decke, es war in der Tat eine weitere, riesige Bibliothek. In der Dunkelheit, und weil eine Staubdecke sie gleichmäßig überzog, konnte man die endlos aufgetürmten Reihen selbst für Wände halten. In der Mitte des Raumes standen ein mächtiger Tisch und ein Sessel. Ein Schreibzeug stand auf dem Tisch, Federn, Löschsand, Papier und Tinte waren reichlich vorhanden, etliche Briefe lagen wie willkürlich verstreut.

Schack stand auf, durchmaß beide Räume mit großen Schritten. Am Tisch in der hinteren Bibliothek hielt er inne und griff dort nach einem der Schreiben, einem mehrseitigen Brief.

Er kehrte um und lief zu seinem Sessel am Schreibtisch, wo das Licht zum Lesen besser war, und setzte sich nieder. Herr von Schack drehte die Seiten in der Hand, er kannte den Inhalt, begann aber trotzdem erneut zu lesen:

Mein bester Carl!

Ich habe eine ganze Reihe von Briefen von dir erhalten, und wenn ich sie alle beantworten wollte, was hätte ich alles zu schreiben? Gerne wäre ich zum einen dir zu Diensten und gäbe dir mit Freuden die Information, nach der du in deinem Schreiben dringlich verlangtest.

Allein, ich habe keine Kenntniss von dem, was dir so sehr am Herzen liegt. Wo immer ich fragte und forschte, war es vergeblich, und so kann ich dir nicht geben, was dir fehlet. Zum zweiten ist allenthalben in den Köpfen viel Verwirrung und Unsicherheit über die Lage in deutschen Landen. Doch will ich versuchen, dir das zur Kenntniss zu bringen, was dich womöglich zu interessieren vermag. Denn du bist seit einiger Zeit im Herzogtum Württemberg im Dienste des Herzogs Karl Eugen tätig. Von dem Landhause eines Hagestolzes in das Schloss eines Landesherren, ein recht eigenartiger Lauf der Zeit, wie ich meine.

Nun, das Tun deines Landesherrn wird hier sehr wach betrachtet und vielfältig kommentiert; insbesondere sein Verhalten im Hinblick auf die Verlobung seiner Nichte. Ich hoffe nur, dass du dich nicht zu sehr mit seinem Gesckicke verbunden hast. Du weißt, auch wenn du bestens über die Dinge im Land Bescheid bekommst, eine Lenkung der Ereignisse ist fast ausgeschlossen.

Aber, muss ich dir wirklich Vorsicht anraten?

Ich will den Blick auf mich selbst hinwenden. Hier im preußischen Sanssouci ist alles beim Alten - und dies ist gewiss wörtlich zu nehmen. Nach den langen Jahren des Krieges scheint König Friedrich jetzt doch schon länger geneigt, die Friedenstaube zu hegen und dem Lande Ruhe und neue Kraft zu schenken.

Der König hat endlich entdeckt, was einem jeglichen Herrscher überhaupt gut ansteht, zu entdecken und folgerichtig umzusetzen: neues Land auf eine friedliche Art und Weise zu erobern!

Da ist die Odermelioration, die Urbarmachung und Eindämmung des Oderbruchs. Wenn sie gelingt, wird für über zweihundert Jahre Neuland gesichert sein. Siedler lockt Friedrich dazu aus allen Ländern, vor allem aus Holland und der Schweiz. Freie Bauern, eigentlich ein Unding in Preußen, wo der Grundherr seine alten Rechte fest bewahrt. Was daraus wohl werden wird?

Zum anderen scheint der „Alte Fritz“, wie ihn das Volk zu nennen pfelegt, auch die polnische Frage geschickt zu lösen gewillt. Die Teilung, über die du dich kürzlich mokiertest, hat durchaus ihren Sinn. Weg mit dem jahrhundertlangen Schlendrian und der ganzen polnischen Wirtschaft und her mit preußischer Zucht und Ordnung - du wirst sehen, wie das Land wieder aufblühen wird! Nur österreichische Schlamperei und die russische Knute - beide Staaten sind natürlich dabei und bedienen sich fröhlich mit - wollen mir in das Bild nicht passen.

Doch lassen wir die Tagesgeschäfte, ich schreibe dir zum Schluss noch eine verlässliche und wichtige Nachricht: Im späten Juni wird ein gewisser Caracanti

mit dir Kontakt aufnehmen wollen. Offiziell reist er im Auftrage deines Herzogs, der Caracanti seit zehn Jahren, aus seiner Zeit in Venedig, kennt, durch die Lande als Konsistorialer umher, im Eigentlichen aber – doch erfahre es von Caracanti selbst, was ihm in Wahrheit zu tun obliegt.

Ich rate dir, nimm seinen Auftrag an, möglicherweise kommst du dann auch in eigener Sache weiter. Ein Treffen wird sich von selbst ergeben, sei nicht ungeduldig. Caracanti hat seine eigenen, oft eigenartigen Methoden, Kontakt herzustellen.

Ach, Carl! Uns beide treibt eine seltsame Laune des Geschicks; wohl uns, dass ein Punkt in unserm Denken ist, wo wir uns beide wiederfinden, die Arbeit, denn im Äußeren sind wir für längere Zeit nicht in der Lage, zusammenzukommen.

Dein letzter Brief aus Ludwigsburg hat mir gezeigt, wie sehr du in die ganze Angelegenheit verstrickt bist, in dem du gar nicht aus dir selbst kömmst; du tappst mit deinen Überlegungen sehr im Dunkelen herum.

Es ist mir umso sonderbarer, da du meistens vergangene Dinge erzählst, die dich bewegten, als sie geschahen. Glaubst du wirklich an die Realität der Gefahren, die du anführst; oder ist es die Illusion der Darstellung, die mir manchmal für deine Nerven ein wenig bange macht?

*Doch lass das gut sein; ich weiß nicht warum, aber ich
hoffe das Beste für dich. Die Folge deiner
Bekanntschaften und deiner geheimen Aktivitäten
machen mir eine vollkommene Krise wahrscheinlich.
Also, nutze das Treffen und ziehe aus dem, was
Caracanti dir berichten wird, deine eigenen Schlüsse.
Ich grüße, oh trefflicher Freund,
Dein Vetter
Otto Friedrich Ludwig von Schack,
Leutnant wie Malteserritter
Allhier*

Carl von Schack legte das seltsame Schreiben langsam beiseite. Otto Friedrich hatte schon Recht, seine Situation war eigen. Seit fünf Jahren war er nun im offiziellen Dienste des Herzogs, erst als Kammerjunker, dann als richtiger Kammerherr. Aber mit den eigentlichen Hofgeschäften, den ganzen Schranzendiensten und Liebhudeleien hatte er nichts zu tun. Denn die Aufgabe, die er wirklich zu erfüllen hatte, beschäftigte sich mit ganz anderen Dingen, als zu wissen, welche Strumpfbeziehungsweise Schuhfarbe am Hofe der offiziellen Verlautbarung des Herzogs entsprach oder welche seinen geheimen, ihm selbst oft nicht ganz deutlichen Wünschen am nächsten kam. Oder welches Bonmot, welche Petitesse der wirkliche Kammerherr Baron von Elritz beim letzten

Cour des Dames seiner Begleitdame in das hübsche rosa Öhrchen flüsterte, nebst Duellfolgen am kommenden Freitagmorgen.

Obwohl, diese Dinge zu wissen, war ebenfalls recht nützlich – neben den genauen Kenntnissen über das öffentliche und private Geschehen im Lande; das Wissen über die zahlreichen Klüngeleien, Pläne und Plänchen der Landschaften – der Vertretung der Bürger –, der Ständegruppen, der Innungen und Zünfte, des Oberkonsortiums, der Pastoralbehörde und wie sie alle hießen. Denn Carl von Schack, wiewohl erst fünfundzwanzig Jahre alt, aber von bester württembergischer Familie, war so etwas wie der zentrale Kopf der herzoglichen geheimen Polizei – intern auch als Landesgeheimpolizei bezeichnet –, der Fachmann für politische Umtriebe im Inneren und für Ranküne und Geheimdiplomatie im Äußeren.

Carls Eltern waren früh verstorben, und er hatte die Jugendjahre bei entfernteren Verwandten in Mecklenburg verbracht – Abkömmlinge schwedischer Reiterführer, in deren Haus das Geschäft des Krieges in fast altritterlicher Manier hochgehalten wurde. So wurde Carl zum exzellenten Degenfechter, dem die spanischen und französischen sowie vor allem die berühmten Finten der Gascogne bestens geläufig waren. Leicht erlernte er Stoß,

Parade, Finte, und bald führte Carl die ganze Schule richtig, und mit seiner blitzschnell zuckenden Klinge fast spielerisch, zur Befriedigung seines Lehrers durch.

Auch andere Künste lernte er rasch. Dem Oheim, der Baron hieß ebenfalls Carl, gehörte nebst anderen stattlichen Gütern ein größeres Gestüt. Carl saß daher seit frühester Jugend den ganzen Tag im Sattel und konnte seine natürliche Begabung für die Reitkunst voll entwickeln und ein kühner, ausdauernder Reiter werden. In Mecklenburg gab es zahlreiche Gewässer, Seen, Tümpel, kleine Flüsse, sodass Carl sogar in der wenig bekannten Kunst des Schwimmens bald zuhause war.

Der Major war ein Hagestolz gewesen. Die Stelle der Frau des Hauses hatte eine Tochter seiner älteren Schwester, eine verwitwete Freiin zu Baringdorf eingenommen. Tante Gritta, weit über vierzig und sehr fromm, hatte nachdrücklich, zwar mütterlich liebevoll, aber unerbittlich in den Forderungen dafür gesorgt, dass der junge Carl von Schack mithilfe von Privatlehrern in strenger protestantischer Religiosität erzogen, aber auch in der Kunst der Hofetikette unterwiesen wurde. Darüber hinaus lernte Carl von seinen Hofmeistern Französisch und Latein sowie etwas Englisch von einem alten Seemann, der bei dem Onkel sozusagen das Gnadensbrot genoss.

Sieben Jahre gingen ins Land. Der junge Herr, wie ihn die Bediensteten nannten, war ständig unterwegs, verfolgte

aber auch mit Interesse die gutsherrliche Landwirtschaft – und las, ja verschlang Massen neuerer und älterer Bücher, was für einen Landjunker wahrlich erstaunlich schien. Er hatte sogar einmal die Messe in Leipzig besucht und stand seitdem in Kontakt mit der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung.

Eines Tages verkündete der Oheim, er sei als Vertreter der mecklenburgischen Ritterschaft zum Hoffest nach Potsdam geladen. Anlass sei der siebte Jahrestag des Endes des Siebenjährigen Krieges, und Carl solle ihn begleiten. Nach einer einwöchigen Fahrt kamen sie in Potsdam an. Die Residenz war eine einzige Baustelle, zum Teil sah man noch immer die Schäden, die russische und französische Aufklärungskavallerie der Stadt zugefügt hatten. Überall zeigten sich in ihren blauen, recht abgerissenen Uniformen Soldaten und Invaliden. Die Bevölkerung war eher zurückhaltend als freudig oder im Siegestaumel. Zu lange hatte der Krieg gedauert und zu schwer fühlte man noch immer die Wunden.

Auf dem Empfang in Sanssouci, der Carl in seiner Einfachheit und Kargheit eher enttäuschte, war er in ein Gespräch mit den württembergischen Gesandten Graf zu Weilingen geraten. Dieser riet ihm, seine Talente doch dem Herzog von Württemberg, Karl Eugen, zur Verfügung zu stellen. Der baue gerade seine Armee auf und habe seine Residenz verlegt. Neuer Hof, neues Glück, dort könnte ein

junger, begabter Sohn aus bestem Adel, denn der Name Schack habe in Württemberg einen guten Klang, seinen Weg nach oben gehen. In Preußen sei alles eher recht karg und – der Gesandte flüsterte – spartanisch!

Carl hatten weniger die Aussichten auf eine „Karriere“ gereizt; er fühlte sich wohl mit seinem Stand, Land hatten seine Eltern ihm zur Genüge hinterlassen, und der Oheim war stets bereit, ihm finanziell beiseitezustehen. Nein, es war etwas wie Abenteuerlust gewesen, was den Junker berührt hatte und der Blick in die braunen Augen der noch sehr jungen, kaum vierzehnjährigen Tochter des Gesandten, deren schlanker Wuchs, die bereits hohe Gestalt und knospende Schönheit ihn mit einem neuen, berausenden Gefühl erfüllte. „Kommt zu uns nach Württemberg! Bitte, ich würde mich freuen, Euch in meiner Nähe zu wissen“, hatte sie ihm zugespelt, als er ihr mit einer Verbeugung das Tuch überreichte, welches Aurelie, so hieß sie, entfallen war. Dann war sie mit ihrem Vater weitergeschritten; er hatte ihr verwirrt nachgestarrt, bis ihn der Oheim fragte, was ihm denn fehle.

Die nächsten Wochen überlegte Carl, was Aurelie von Weilingen wohl gemeint habe; dann entschloss er sich zum Handeln: Er wollte sein Glück im heimischen Württemberg suchen! Er sprach mit dem Oheim, doch es dauerte, bis dieser überzeugt und alles geregelt war. Ein gutes halbes